



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Montag, 22. November

1926.

(12. Fortsetzung.)

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Ferdinand sah beistandsuchend zum Eulenhöfer hinüber; aber der hatte sich umgedreht, als wenn er mit dem Streit nichts zu tun haben wollte. Heinrich stand herausfordernd am Tisch, die Faust daraufgestemmt, und lauerte auf die Wirkung seiner Worte.

Da wandte Ferdinand sich zum Gehen und sagte, sich bezwingend:

„Wenn du nicht betrunken wärst, würde ich dich einen unverhümteten Kerl nennen.“

Da stürzte ihm Heinrich nach und schnaubte wutvoll:

„Probier's nur mal!“

Der andere blieb stehen und setzte die Faust zur Abwehr in die Hüfte. Als sein Gegner noch einen Schritt auf ihn zumachte, stieß er ihn vor die Brust, daß er taumelte.

„Bleib mir vom Leibe!“ knirschte er.

In diesem Augenblick hatte sich der Eulenhöfer umgewandt, und indem er drohend auf Ferdinand zuging, sagte er:

„Sie sind auf meinem Grund und Boden, Mann, bedenken Sie das!“

Aber, Herr Eichholz, Sie haben doch gehört, wie mich der Mensch so schändlich beleidigt hat.

„Ich sag' Ihnen, röhren Sie ihn nit wieder an, oder Sie lernen den Eulenhöfer kennen.“

Damit griff er wahllos in das Gerätebrett an der Wand und schüttelte dann drohend eine Heugabel in der Luft.

„Und im übrigen ist hier Feierabend für Sie“, seigte er in höchster Erregung hinzu.

Ferdinand sah, daß er nachgeben muhte, und sagte: „Dann werde ich dem sauberen Patron ja wohl weichen müssen.“

„Man weiß nit, wer am saubersten ist“, grosszte der Eulenhöfer voll Wut, „und der Dreck an den Schuhen ist bei Gott nit der schlimmste.“

„Hörst du's?“ hohnlachte Heinrich. „So jagt man die räudigen Hunde vom Hof.“

Da quoll der Zorn in Ferdinand auf, und er zückte mit seinem Stod zum Schlag.

„Riskier's nur“, drohte Heinrich.

Da schlug ihm der Gereizte wuchtig über das Gesicht. Heinrich schrie auf wie ein töhrender Hirsch. Dann riß er dem Eulenhöfer die Heugabel aus der Hand und holte mit dem Stiel zum Schlage aus.

„Jag ihn!“ feuerte der Eulenhöfer den Wut-schnaubenden an. „Raus mit ihm!“

Aber wieder traf ihn ein Stockhieb über den Kopf.

Heinrichs Blut Kochte. Er duckte sich zum Sprunge, drehte die Heugabel um und rannte wie mit einer angelegten Lanze auf seinen Gegner los. Ein murtendes Fauchen drang durch seine Zähne.

„Da du . . .“

Und mit einem leuchenden Schrei taumelte Ferdinand zurück.

Der Eulenhöfer sprang bestürzt hinzu, wollte ihm helfen, aber da sank er ihm ohnmächtig aus den Händen zur Erde.

„Jung, Jung, was hast du da gemacht!“ raunte der

Eulenhöfer verzweiflungsvoll. „Guck mal das Blut!“

Aber Heinrich stand kalt und regungslos da, während seine Wut langsam verlauschte. Dann sagte er mit eisiger Ruhe:

„'n Lump, wer sich seiner Haut nit wehrt. — Und Ihr habt's ja so gewollt.“

„Ich gewollt?“ machte der Eulenhöfer entsezt, „du phantasierst.“

„Wofür habt Ihr mir sonst die Heugabel gereicht?“

„Gott, so'n Geschwätz zu machen! Nun ruf doch den Jakob, daß er den Doktor holt.“

„Ich ruf keinen“, erwiderte Heinrich trohig.

Da stürzte die Kathrin aus der Futterlücke, und als sie den Sterbenden am Boden sah, schrie sie laut gellend ins Haus hinein, daß die ruhenden Tiere im Stalle erschreckt.

11.

Der Arzt, dessen ehrwürdige Wodansgestalt allein oft schon Wunder der Heilung gewirkt hatte, war diesmal vergeblich gekommen. Kaum, daß man den Schwer-verletzen auf das Sofa gebettet hatte, war sein Leben verröchelt.

Ein leises Stöhnen klang ab und zu in die nächtliche Totenstille des Zimmers.

Ehre sah fassungslos über den Verstorbenen gebeugt, die ganze Nacht. Wie sehr ihr auch Ferdinands Mutter und Babette zureden mochten, sie wollte sein Lager nicht verlassen. Ihre letzte Lebenshoffnung lag zerstört vor ihr; sie hatte nun nichts mehr zu verlieren. Nur ein Wunsch war in ihr: erlöst zu sein von all dem Leid ihres Daseins. —

Unterdessen schritten die beiden ruhlosen Männer durch den dunklen Bergwald der Stadt zu.

Heinrich hatte sich der Schmach einer Verhaftung durch die Polizeidiener nicht aussehen wollen; anstatt am Morgen, vielleicht gar noch gefesselt, wie ein schlimmer Verbrecher durch den Gleden zum Bahnhof geführt zu werden, wollte er sich lieber freiwillig dem Richter stellen, während der Eulenhöfer sich jogleich erboten hatte, als Schutzeuge für ihn einzutreten.

„Dak es auch so weit kommen muhste!“ flüsterte er seinem finstern schweigenden Begleiter zu.

„Ihr habt mir das Eisen in die Hand gedrückt“, trohzte er.

„Bei Gott nit, Heinrich.“

„Wie wär ich sonst auf so einen Gedanken gekommen? Und: jag ihn raus! habt ihr gerufen. Aber da hatt' ich schon einen mit dem Knüppel im Gesicht.“

„Gewihs, er hat angefangen. Aber einen übern Haufen zu stechen . . .“

„Ihr habt mich gehegt, sonst wär es nit passiert.“

„Wenn du mir so kommst, Heinrich . . .“

Er blieb stehen und machte Miene umzukehren.

Aber Heinrich lenkte ein:

„Ich sag' ja nirg, Eichholz. Ihr sollt ja ganz aus der Sach rausbleiben.“

„Das ist ein ander Wort.“

„Ich freh es allein aus. Einer gegen einen, das gilt als Notwehr.“

aller Fe
zu Geben
dort, de
in Süßholz
Märchen
Söhnen
kann au
gündel v
gende v
polit
gewesen in
Unschau
neuen, v
Untertrö
Erdboß
Null h
schein, d
trollstic
seben, d
Dienstb
den, d
der, d
ist, d
ausgefe
in, d
um, d
Dieze
am Grün
hördern
englände
uns, die
Gummie
gewebe
nur, die
bis, die
hafiflich
in Trag
abemäßi
Gäbern
unter b
deterior
immer i
tet wir
etagen, d
entzien
aus, die
möglic
aufwör
im los
scheiter
gegau

Bei langem Regen aber war's am Schöntesten. Da stand der Hof zwei Handbreit unter Wasser; denn der Abflusschacht war immer verstopft, und dann wackten der Marlinger und der Brömmeli mit langen Stangen im Kanal herum und batten die Holen über ihre baarigen Wadeln gespülpt und wir plantschten voll Lust um sie und um den Kastanienbaum herum.

Im zweiten Stock wohnte der alte Inspektor Hingerl. Sein Ballon war ganz von Bohnen und Geißblatt überwachsen. Der alte Herr war sonst ein knurriger, schrulliger Sonderling, der den Leuten im Hause aus dem Wege ging. Die Kinder mochte er lieber. Von Zeit zu Zeit aab's ein großes „Fischen“. Da stand der Hingerl in seinem roten Schlaftod, mit der Türkentapete und der Weise wie ein Spiswegmannl auf seinem Ballon und ließ an einer langen Schnur allerhand Kinderherrlichkeiten in den Hof baumeln. Kleine Mundharmonicas, Harzhölzle, Bleistolsdaten, Püppchen, Kreisel, Lebkuchen, Pfeiferl — das alles schaukelt handhoch über Reichweite, und wir sprangen und kapsten, bis einer mal einen glücklichen Griff tat. An solchen Scherzen hatte der Alte oben seine Freude, aber mehr noch wir darunter im Hof, und unsere Köpfe glühten vor Aufregung, Erwartung und Freude über den glücklicher Fang.

Alle zwei, drei Tage kam der Drehoraelmann, für ihn das Geld zu sammeln, war uns höchste Auszeichnung. Hin und wieder kam ein alter Italianno mit einem dressierten Affen, oder der Scherenkleider ließ in der Hofecke sein Rad laufen, indem sein ruppiger Schnauz wütend den fauchenden Mingo, den Hausläter, auf der Hofmauer anbellschte. Alle diese Leute mit ihrem geräuschovoll an der Öffentlichkeit und im Umberziehen verübten Beruf waren uns verehrungswürdig und das Ideal unserer zukünftigen Berufswahl. Das das Leben hier mit rauher Hand Hoffnungen geknüpft hat, ist nicht unsere Schuld.

So war der Hof ein wahres, grünes Kinderparadies mitten in der steinernen Stadt und fast immer, wenn eine fröhliche Erinnerung an diesen Tagen auftauchte, ist sie umschattet und umrauscht von dem alten Kastanienbaum im Hof.

Heute ist von ihm nichts mehr da. Die alten kleinen Hinterhäuser sind abgerissen und Fabriken, Garagen, Lagerhäuser, stehen an ihrer Stelle. Unser alter Hof hat keinen grünen Teppich mehr. Auf Zementboden wächst kein Gras. Öl und Benzinläden schillern giftig in der Sonne, und wo in der alten Schreinerwerkstatt wackeres Handwerk pochte, hämmerte und schnitt, da laufen heute Transmissionen und an den Mauern stehen Motorräder und Autos, durch das hohe, erweiterte Tor fährt's und knattert's ein und aus. Kein Platz mehr für Kinder. Und an der Stelle, wo uns früher der Wolf mit den sieben Geislein bis ins Hirs er schauerte, wenn sie der Lehrbub nach Feierabend zähnefletschend und mit grausig verstellter Stimme erzählte, da horcht heute ein kleiner Knirps auf ein heranknatterndes Schnauferl und sagt zu seinen Kameraden: „Wetten ma, daß dös a „Viktoria“ is und soa' BMW!“

Männe.

(Eine ernsthafte Dadelsgeschichte.)

Von Elsa Felsen-Schrest.

Als ich den kleinen Männe zum erstenmal sah, batte er ein blauseidesenes Schleifchen umgebunden und lag in einem schönen neuen, mit weichen Kissen ausgepolsterten Hundebettchen. Er war aber auch ein gar zu süßiges, drolliges Kerlchen.

Und ein Nichtsnutz! Ihr hättest nur seben sollen, wie er die Obren umlegte, die Augen zumachte und so tat, als schließe er, wenn es ihm mal nicht paßte, daß er ein Pfötchen geben sollte, wenn Frauchen Besuch bekam. Aber wenn es hieb: „Da, Männe! Zuderchen!“ das hörte er und wäre darum aus einem siebenmal tieferen Schlaf aufgewacht.

Oder aber, wenn er am Fenster sah, hinunter schaute auf Karo, den Hausmeisterhund, der ein ganz gewöhnlicher Hausbund war, keinen Stammbaum, dafür aber immer Hunger hatte. Der vor jeder trocknen Brotrinde erst ein Männchen machen mußte und obendrein, zum Danke noch freudig bellend, den Spender umkreiste. Wegen einer trocknen Brotrinde.

Männe zog hochmüttig sein vornehmes Näschen in die Höhe. Ja, das konnte Männe vorzüglich, denn Männe war ein Käsebund. Ein echter, reinrassiger Dadel. Und Männe hatte einen Stammbaum.

„Mutter“, batte er in seinen ersten Lebenstagen seine Erzieherin gefragt, „für was haben wir eigentlich unsere Schnauzen?“

Zum Knurren und Schimpfen, wenn uns etwas nicht paßt!“ batte die erwidert.

„Und zu was dienen die Näschen?“ batte Männe weiter gefragt.

„Den gewöhnlichen Hunden zum Knechen, uns vornehmen aber zum Rümpfen und Hochtragen!“ war die Antwort gewesen.

Einer solch keinen Familie entstammte also Männe, der seine Rasse nur zum Rümpfen und Hochtragen besaß und oft und reichlich davon Gebrauch machte. So jung er noch war, so eingebildet und verwöhnt war er auch schon.

Kein Wunder war's, denn Frauchen hatte Männe, als sie mit Herrchen von der Hochzeitsreise zum erstenmal in ihr neues Heim kam, dort vorgefunden. Inmitten von Blumenvörchen, seinem bauchdünnen Vorsessel und sonstigen dergestaltigen unbrauchbaren Dingen, lag der kleine Schelm und wurde von dem hochfreuten Frauchen mit Süßigkeiten und Lieblosungen überschüttet.

Männe liebte solche überschwänglichen Zärtlichkeitsausbrüche ja nicht sehr besonders. Viel lieber hätte er mit noch anderen seinesgleichen einen echten rechten Hundekrieg ausgeführt, und mußte so seinen Tatendrang nur auf die Untersuchung der unzähligen, seine Umgebung verunstaltenden Kissen und Polster verpenden, die er auf ihren Inhalt unterschüttete, aber so gründlich, daß die Fesen und Flöcken nur so in der Luft herumschwirrten.

Und da geschah das Unglaubliche, das sein junges edles Hundherz nicht zu fassen vermochte. Statt daß Frauchen ihn lobte und belohnte, weil er mit diesen unbekannten Feinden so gründlich aufgeräumt hatte, statt dessen bezog er tüchtige Schelte, ja sogar zu einigen festen Klapsen ließ Frauchen sich hinreichen.

Von da an traute Männe den Lieblosungen, die ihm zuteil wurden, nie mehr so ganz recht. Auch war es oft schon vorgekommen, daß er nichtsahnend auf Frauchens Schoss gelegen hatte, schlief und träumte, und sich auf einmal etwas plötzlich und unsanft auf der Erde wiederland, während Frauchen auf einem großen, glänzenden, schwarzen Hund unbarmherzig herumschlug, daß das arme gequälte Tier laut aufschrie und heulte. Und Frauchen schrie noch lauter und baute immer mehr zu. Dann kniff der erschreckte Männe den Schwanz ein, kroch unters Sofa und heulte mit seinem Leidensgefährt um die Wette.

Als ich Männe später wieder sah, war er größer und älter geworden und trug statt einer blauen Schleife längst ein Halsband. Auch sein Hundebettchen, dessen gesamter Inhalt nur noch aus einer alten Decke bestand, befand sich nun mehr auf dem Vorplatz. Kaum erinnerte er sich noch an die Zeit, wo sein Platz auf Frauchens Schoss war, und auch die Belohnung, auf der Fensterbank zu sitzen und mit Frauchen zusammen nach Herrchen auszuschauen, ward ihm schon lange nicht mehr zuteil.

Herrchen war aber auch manchmal gar zu schlechter Laune. Oft schon, daß er ihn mit großer Freude und lautem Gebell auf der Treppe begrüßte, hatte Herrchen nicht einen einzigen freundlichen Blick für Männe.

Und Zuder gab's auch keinen mehr. Männe wußte kaum noch, wie solcher schmeide. Nur manchmal des Nachts träumte er davon und fühlte, wie eine warme weiche Hand zart über sein Fell streichelte, so daß er mit seiner rauhen Zunge herausfuhr, leckte und leckte und sich freute und vor Freude mit dem Schwanz wedelte und aufwachte. Da war's nur ein Traum gewesen.

Und neulich habe ich Männe wiedergesehen. Hungernd und frierend vor der Tür stand.

Herrchen ist meist verreist und Frauchen oft nicht zu Hause. Froh bellend wollte er sie begleiten und lief ihr nach, die Treppe hinunter, durch das Vorgärtchen. Die Tür schlug zu, Frauchen rauchte davon. Ohne sich umzusehen, stieg sie in die erste daber kommende Elektrische ein und Männe stand da und sah ihr traurig nach. Später gab's Regen; da lief Männe nach Hause, fand die Tür zu und sah nun im Regen und wartete, hatte Hunger, und wartete, bis es dunkel wurde. Schlich dann traurig davon, suchte sich in irgend einer Ecke ein trockenes Plätzchen und schlief ein.

Als er des anderen Morgens die Tür offen fand, kannte seine Freude keine Grenzen. Er lief und lief, treppauf, durch die Tür und hähte beinahe Frauchen umgerrannt, die gerade im hellblauen, mit weißen Spizen verzierten Morgenrock aus der Tür trat. So groß war seine Freude. Doch mit den Worten: „Pfui! Du schmutziges Tier! Hinaus mit dir!“ fachte ihn unsanft eine rauhe Hand am Kragen und beförderte ihn aus dem Zimmer.

Wohl stellte ihm die Köchin später eine dünne Wassersuppe mit eingebrotem Brot vor, die Männe beißhungrig hinunterschläng, aber die Tür ins Zimmer blieb ihm von nun an verschlossen. Und immer öfter und öfter kam es vor, daß er vor die Tür und auf die Straße jagt wurde, wo er dann bleiben mußte, stundenlang. So viel er auch lauerte und aufwachte, die Tür öffne sie nicht und keine Stimme lockte ihn. Und niemand liebte ihn mehr. Wenn ihm die

mürrische Stödn nicht, ab und zu eine magere Suppe hinzustellte, oder mitleidige Hände reichte ihm einige Chälfte gegönnt hätten. Männer hätte verbürgern müssen. Und wie mag er geworden, wie struppig und rauh sein Fell. Kein Wunder, wie lange hatte ihn keine Bürste mehr berührt und seine Hand ihn mehr gestreichelt.

Wie sehr beneidete er jetzt den Karo, über den er einst die Nase gerümpft hatte. Der saß in seiner Hütte, wohlgenährt und gesiebt von seinem Herrn, der ihm täglich eine Extraspende, in Papier eingewickelt, brachte, ihn streichelte und lobte, wenn er unaufgefordert eine Pfote gab.

Fast wußte Männer gar nicht mehr, wohin er gehörte. Schon tagelang war er ausgesperrt gewesen. Man hatte ihn einfach vergessen. Nun er nicht mehr drostig und jung war, hatten sie ihn verstoßen. Männer war heimatlos geworden.

Vom Regen durchnäht, halbtot vor Hunger und Kälte, vor Schmutz starrend, haben ihn endlich mitleidige Hände aufgenommen, ihn gebadet, gespeist und ihm ein warmes, trockenes Plätzchen gegönnt. Zwar nicht in einem weichen, bandgeschnürt Körbchen, aber in einer zugeschütteten Ecke, gut nicht weit von der Veranda, durch deren Glastür die lieben Sonnenstrahlen hereinstrahlen. Und Männer hat wieder Lust zu essen und blinzelt mit seinen alten, halbblinden Augen dankbar in die Wärme, pendelt mit dem Schwanzchen, wenn eine gütige Hand über sein rauhes, gebleichtes Fell streichelt und ihm ein liebes Wort gönnt.

Ab und zu ruft ihn die Erinnerung noch manchmal zurück vor die Tür, hinter der er seine ersten und schönsten Lebensmonate verbrachte. Doch die öffnet sich für ihn nicht mehr. Es ist, als ob fremde Menschen darin wohnten.

Und doch habe ich Männers früheres Frauchen vor einigen Tagen aus der Tür kommen sehen. Und auf dem Arm trug sie einen jungen rebräunten Binscher mit einer großen hellblauen Schleife umgebunden.

Eine Geisterbeschwörung.

Von Fedor B. Isjagin.

Als der alte Fürst Pawel Jegorowitsch Gagarin, Statthalter im Kaukasus, starb, hinterließ er nur eine Tochter: die junge, bildschöne Olga Pawlowna. Die Fürstin war schon längst, bald nach der Geburt ihres einzigen Kindes gestorben. Um so inniger und zärtlicher, mit geradezu abgöttischer Liebe, hing der greise Fürst an seiner Tochter, die er überallhin mit sich nahm, ob ihn der Weg nach Petersburg, Tiflis, Baden-Baden, Paris oder Nizza führte. Und auch Olga Pawlowna, verwöhnt und mit Zärtlichkeiten überschüttet, verehrte und liebte ihren alten Vater mit einer Schwärmerel und Inbrunst, die jedes andere Gefühl in ihr erstickten, so daß sie, trotz glänzender Anträge zahlreicher Veredler, bis zum Tod ihres beßigeliebten Vaters seinem einzigen Mann irgend eine Beachtung schenkte.

Als Fürst Gagarin starb, zog sich Olga Pawlowna von aller Gesellschaft und Geselligkeit auf das väterliche Gut im Tambowischen Gouvernement zurück. Nur wenige, treu ergebene Angestellte, Vertraute ihres Vaters, duldeten sie in ihrer Umgebung. Der alte Haushofmeister Onissim, ergraut im fürstlichen Dienst, einst Kammerdiener der verstorbenen Fürstin, leitete, den Wünschen seiner jungen Herrin slavisch ergeben, mit eiserner Würde das Hauswesen.

Die mächtigste Stellung im Schloß aber nahm Miss Mabel Greenwood ein, eine ältere Engländerin, die der Fürst einmal als Erzieherin engagiert hatte, und von der sich Olga Pawlowna nicht mehr trennen konnte. Unter dem Einfluß dieser absonderlichen Dame wandte sich die junge Fürstin immer mehr dem Mystizismus und den okkulten Wissenschaften zu. Immer tiefer vergaß sie sich in die Welt des Übernatürlichen, von dem heiligen Drang getrieben, wenigstens auf diesem Wege mit ihrem innig geliebten Vater in Verbindung zu treten.

Zu dieser Zeit machte ein junger Franzose namens Pierre Ducroix als Geisterbeschwörer viel von sich reden. Auf Anraten von Miss Greenwood ließ die Fürstin Monsieur Ducroix aus Paris kommen, um mit ihm eine Seance abzuhalten und womöglich den Geist des Vaters zu beschwören.

Nach wochenlangen Übungen und okkulten Vorbereitungen sollte endlich am Namenstag der jungen Fürstin der Versuch gewagt werden. Was sich tatsächlich auf dieser Seance ereignete, konnte später nicht festgestellt werden, da Olga Pawlowna an jenem verhängnisvollen Abend irrsinnig wurde, während Miss Mabel Greenwood einen Herzschlag erlitt, dem sie noch in derselben Nacht erlag, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Bei seiner Vernehmung gab aber Monsieur Ducroix folgende Aussagen zu Protokoll:

„Die Fürstin, Miss Greenwood und ich nahmen wie gewöhnlich nach dem Abendessen im grünen Salon den Tee ein. Um zehn Uhr klingelte Olga Pawlowna, der alte Haushofmeister Onissim trat ein und räumte das Geschirr ab. Dabei ließ er eine der losbaren Servietten fallen, die lärmend in Scherben sprang, was der alte Mann sich so in Herz nahm, daß er in Tränen ausbrach. Auch Olga Pawlowna erschrak, denn es war gerade die Lieblingstasse ihrer verstorbenen Mutter gewesen, die sie nur selten, wie heute an ihrem Namenstage, benutzte. Aber sie fachte sich bald, klatschte Onissim, der schluchzend die Scherben auflas, auf die Schulter und besah ihm, sich zur Ruhe zu legen.

Als der Haushofmeister sich entfernt hatte, begaben wir uns in das blaue Kabinett, wo immer unsere Seancen stattfanden. Ich selbst verschloß sorgfältig die beiden einzigen Türen, die in den Salon und die Bibliothek führten, und ließ die Schlüssel im Schloß stecken. Eine große Erregung hatte sich unser bemächtigt, denn wir alle fühlten, daß etwas Außerordentliches bevorstand. Nach inbrünstigen Gebeten sprach ich um zwölf Uhr, als die Turmuhr schlug, die Beschwörungsformel aus, die von der jungen Fürstin mit ergriffendem, flehenden Stammeln wiederholt und mit diesen Worten beschlossen wurde: „Vater, mein innig geliebter Vater, erscheine!“

Was hierauf folgte, kann ich nur ungefähr wiedergeben, da ich unter der Wucht dessen, was jetzt geschah, zeitweise die Sinne verlor. Ich weiß nur so viel, daß plötzlich durch die von innen verschlossene Tür, die zur Bibliothek führte, der Haushofmeister Onissim erschien, wehmütig, unendlich traurig und gequält lächelnd, und sich mit einer solchen unbeschreiblichen Demut und Unterwürfigkeit dreimal tief vor der Fürstin verneigte, als wollte er sie flehend für ein schweres Unrecht um Verzeihung bitten. Schmerlich lächelnd, und ebenso lautlos, wie er gekommen war, verschwand er wieder durch die verschlossene Tür. Die junge Fürstin schrie entsetzt: „Mutter!“ und brach in ein irrfinniges, hysterisches Gelächter aus. Miss Greenwood fiel in Ohnmacht.

Am anderen Morgen fand man den Haushofmeister Onissim, den früheren Kammerdiener der verstorbenen Fürstin, tot auf seinem Lager auf. In seinen verkrampften Händen hielt er die Scherben der zerbrochenen Tasse.“

(Einsig berechtigte Übersetzung von Siegfried von Begeg.)

Gesellschaft und Mode

Die Kosaken-Mode. Die russischen Flüchtlinge haben in den Jahren nach dem Kriege in den westlichen Ländern die Mode stark bestimmt, so wie es nach der französischen Revolution die französischen Emigranten getan haben. Besonders in Paris ist dieser russische Einfluß sehr deutlich und äußert sich nicht nur in russischen Restaurants, russischen Kabarets und russischen Theatern, sondern auch in der Kleidung. Das neueste Zeichen dieses russischen Elements ist die „Kosaken-Mode“, die jetzt das Ausere der Damen in wunderlicher Weise bestimmt. Ihren Ausgang hat diese Mode von einem Theaterstück genommen, das im Pariser Théâtre Michel gespielt wird. In diesem Stück „Der Mann, der Banjo spielte“, sind eine große Anzahl von Damen kostümiert zu sehen, die von den bekannten Modekünstlerin Jane Renourard entworfen wurden und bis in alle Einzelheiten die Tracht der Kosaken nachahmen. Die langen Samtröcke, deren kräftiges Rot gut zu dem Besatz von atrauem Astrachan paßt, harmonieren mit kurzen Crepe-de-Chine-Röcken in demselben Ton. Dazu wird ein hoher Astrachanturban getragen, und die langärmeligen Russentücher dürfen natürlich nicht fehlen. Der Schmuck schlägt ebenfalls in den langen Ohrringen und der großen Halskette eine östliche Note an. Diese Kosakenkostüme sind nun rasch von der Bühne auf die Straße herabgestiegen. Elegante Pariserinnen schwärmen für den Kosakenturban, den Kosakenrock, die Kosakenstiefel. Die Röcke sind um die Taille fest anliegend und fallen dann zu einer Art „Schirmglocke“ aus, einander, deren Saum von einem breiten Pelzbesatz gesetzt ist. Im Zusammenhang mit dieser Mode ist Astrachan in diesem Jahre sehr beliebt. Die Hüte erhalten vielfach die Form der hohen Kosakenmützen und werden mit Diamantpfeilen geschmückt. Überbaut ist die Verbindung von Samt und Pelz in allen möglichen Materialien und Farben der „lebte Schrei“.